

50 Jahre VAUZ

Festrede

Helmut Holzhey

20. Juni 2018

Der Anfang oder Ursprung fesselt das menschliche Leben und Denken in erstaunlicher Weise, sogar ein Anfang, der nur 50 Jahre zurückliegt, der Anfang der VAUZ. Immerhin 50 Jahre, darf man heute sagen; und der festliche Charakter dieses Rückblicks bringt einen gewissen Stolz zum Ausdruck, dass es eben nicht 25 oder gar bloss 10 Jahre sind, seit es die VAUZ gibt. Dass ich zu diesem Anlass sprechen darf, erfüllt mich mit Freude – der Freude darüber, dass die VAUZ ein halbes Jahrhundert nach ihrer Gründung noch existiert und dass das mit Ihnen zusammen zu feiern mir noch möglich ist.

Fragen wir uns nun zunächst ganz generell, was eigentlich an Anfängen interessiert, ja fasziniert. Es geht mit dem Anfang um den Kopf, um das Erste, vor allem aber auch um den Grund, den Boden, das Tragende. Als Grund wirkt der Anfang in dem, was aus ihm folgt, fort. Es ist diese Macht des Anfangs, die fasziniert. Besser noch als im Wort *Anfang* drückt sich diese Macht im Wort *Ursprung* aus. Die Faszination äussert sich, wie Nietzsche schreibt, in dem forschungsmotivierenden Glauben, „von der Einsicht in den Ursprung der Dinge müsse des Menschen Heil abhängen“, weil im Ursprung etwas „von unschätzbare Bedeutung für alles Handeln und Urteilen“ zu finden sei (*Morgenröte*, 1. Buch, Nr. 44). Ob es um den Ursprung des Kosmos, einer Familie oder auch einer Sache wie unserer Vereinigung geht – immer steht der Anfang im Fokus, von dem etwas ausgegangen ist, der Anfang als Grund des aus ihm Entsprungenen. Man kann den Ursprung wissenschaftlich suchen bzw. betrachten, man kann ihn auch feiern, wie man das häufig im Leben tut. Beispiel: Geburtstag. Einen feierlichen Rückweg zum Ursprung begehen wir auch hier und heute. Zu einer Feier, auch zur unsrigen, gehören Rituale. Warum eigentlich? Von uns heute kaum noch bemerkt, ist die Zeit, in der etwas wirklich Neues beginnt, wie z.B. die Zeit der Geburt, eine Übergangs- oder Bruchzeit, in der mit dem Ende des Alten Gefahr, ja das Chaos droht. Wird der Übergang von einem alten zu einem neuen Zustand erinnernd nachvollzogen, hat das Ritual die Funktion, die meist nur untergründig fühlbare Angst vor der Gefahr, die im Moment der Diskontinuität droht, zu bannen. Warum schiessen wir

eigentlich an Silvester Raketen in den Himmel oder wünschen uns gegenseitig fast erregt alles Gute?

Es war tatsächlich eine erregte Übergangszeit, als wir am 11. Juli 1968 die „Vereinigung der Assistenten an der Universität Zürich“ gründeten – wofür damals die Buchstabenfolge V A U Z stand. Westeuropa machte eine Erschütterung seiner gesellschaftlichen Strukturen durch, die sich auch universitätspolitisch Bahn brach. Ein Vorbild dafür war die von Kalifornien ausgehende *Hippiebewegung*. Sie griff die Wohlstandsideale der Mittelschicht an und setzte sich für ein von Zwängen und bürgerlichen Tabus befreites Leben ein. Das Ziel war Selbstverwirklichung, doch die Fokussierung auf ein individuelles Lebensprogramm barg gesellschaftspolitischen Zündstoff. Das Schlagwort *Flower-Power*, geprägt von Allen Ginsberg, lief um die Welt. Die Angehörigen der Bewegung propagierten und lebten die freie Liebe, huldigten dem Drogenkonsum, insbesondere dem halluzinogenen LSD, und interessierten sich für fernöstliche Religionen. Mit dem bürgerlichen Ethos gerieten bisher geltende moralische Prinzipien unter Druck. Der marxistisch-psychoanalytisch geprägte Philosoph Herbert Marcuse, der Ideologe vor allem der westdeutschen Studentenbewegung, erklärte die Hippies anstelle der abhanden gekommenen Arbeiterklasse zum neuen Träger der anvisierten gesellschaftlichen Revolution. In Westeuropa brachten vor allem politisch engagierte, linksstehende *Studenten* den Protest gegen zentrale Elemente bürgerlicher Ordnung zum Ausdruck, einer Ordnung, wie sie – getragen von der elterlichen Generation – den Krieg überdauert hatte. Weil hauptsächlich von Studenten getragen, krallte sich der öffentlich artikulierte Reformanspruch zuvorderst an der traditionellen Universität fest. Zu einem Fanal wurden die Besetzung der Räume der Sorbonne am 3. Mai 1968 und insbesondere die auf die polizeiliche Räumung des Gebäudes folgenden Pariser Strassenschlachten in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai mit Hunderten von Verletzten. Obwohl schon etwas zu alt für die Rebellion, erschütterte uns 30-Jährige damals insbesondere der Mordanschlag auf den deutschen Studentenführer Rudi Dutschke am 11. April 1968. Überall in Westeuropa ereigneten sich Besetzungen von Hörsälen, wurden Vorlesungen be- oder verhindert, Professoren angegriffen. Das dabei vorschwebende Programm einer grundlegenden gesellschaftlichen Veränderung nährte sich von den Schriften des jungen Marx, bald auch von dessen *Kapital*, das in linken Kreisen zur Pflichtlektüre erklärt wurde. Die Schriften der zeitgenössischen Sozialphilosophen Theodor W. Adorno und Herbert Marcuse lieferten Aufklärung über die Verlorenheit des „eindimensional“ gewordenen Menschen der modernen Gesellschaft. Marcuse postulierte im Sinne einer „Umwertung aller Werte“ die Überwindung des mit dem Freudschen Realitätsprinzip identifizierten Leistungsprinzips durch das Lustprinzip. In dessen Herrschaftsantritt sah er die Grenze der bestehenden auf eine neue und freie Gesellschaftsordnung hin überschritten.

Wie stand es in Zürich an der Uni? Soviel nationale und internationale Aufmerksamkeit auch der *Zürcher* Globuskrawall vom 29./30. Juni 1968 auf sich zog, so wenig stand er zunächst mit universitären Anliegen in Verbindung, ging es doch um die Schaffung eines autonomen Jugendzentrums im leerstehenden Globusprovisorium. Aber er fand seinen Widerhall in der Universität und trug dort zur Stärkung der Reformbewegung bei, die auch hier ihre Forderungen nach Mitbestimmung der Studentenschaft bei Strukturreformen immer lauter – wenn auch noch wesentlich moderater als in anderen Ländern – äusserte. Eine Reform von oben, ausgehend von der Erziehungsdirektion, war bereits angesagt. Denn die gesetzliche Basis, auf der die Universität Zürich stand, erheischte eine grundlegende Reform. Auch aus der Sicht von uns Assistenten trugen die zwei Säulen der Professoren- und der Studentenschaft den Bau schon längst nicht mehr allein. Und man bemerkte das plötzlich. Als Hans-Ueli Wintsch, ein befreundeter Kollege von den Pädagogen, und ich am 22. Mai 1968 bei Rektor Töndury, einem Mediziner, vorsprachen, um ihm die Idee vorzutragen, dass irgendwie analog zur Studentenschaft auch die Assistentenschaft organisiert werden müsste, fanden wir unerwartet offene Ohren. Denn der Bedarf an einer repräsentativen Vertretung des sog. Mittelbaus war bereits von verschiedenen Seiten angemeldet worden (wie es übrigens schon in einzelnen Fakultäten uns unbekannte Bemühungen um die Gründung einer solchen Vertretung gab). Entsprechend unproblematisch verlief die vom Unisekretariat unterstützte Phase der in einer Versammlung von 106 Kolleginnen und Kollegen am 11. Juli 1968 beschlossenen Gründung der Vereinigung.

Eine VAUZ zu gründen war eines – unsere Stimme tatsächlich zu Gehör zu bringen ein anderes. Das zeigte sich wiederholt im ersten Jahr unserer Tätigkeit. Es war mühsam, nur schon in ein amtliches Verzeichnis unter ‚Universität‘ zu gelangen oder Einladungen zur Mitarbeit in gemischten Kommissionen zu erhalten. Das lag wohl, wie es in meinem Jahresbericht für 1968/69 heisst, man höre: „an der bisweilen recht einseitigen Ausrichtung der Universitätsorgane auf die Studentenschaft und deren Politik“.

Was beinhaltete das damals – ein Assistent (bzw. in wenigen Fällen eine Assistentin) zu sein? Prinzipiell nicht viel. In der noch geltenden Universitätsordnung von 1920 kamen Assistenten nur im Abschnitt über die Dozenten vor, rechtlich definiert als ‚Beigabe‘ für Professoren: „Soweit der Unterricht und der Unterhalt der Anstalten dies erfordert, werden den Professoren und den Anstaltsvorständen Assistenten beigegeben ...“ (§ 57). Im Hintergrund dieser Auffassung stand, wenn auch an die moderne Zeit angepasst, die ehrwürdige Definition, die sich die Magisteruniversitäten Paris und Oxford im 13. Jahrhundert gegeben hatten, als sie sich als „universitas magistrorum et scholarium“ bezeichneten. Subjektiv beurteilt hatte man 1968, wenigstens als promovierter Assistent, eine Stufe auf der akademischen Leiter erklommen;

andererseits gehörte man „zu der armseligsten Kategorie in der akademischen Hierarchie“, wie ein Betroffener aus dem Mailand von 1968 in Elena Ferrantes Roman „Die Geschichte der getrennten Wege“ (2017) erzählt. Die Existenz als Assistent bildete – und das ist bis heute ihre Signatur – ein Zwischenstadium im eigenen Leben, eine Übergangszeit sei es bis zur Professur sei es bis zur Wahrnehmung eines Berufs als Pfarrer, Jurist, Arzt oder Lehrer ausserhalb der Akademie. Ob der transitorische Charakter dieser Existenz nun als positiv oder als negativ empfunden wurde – er musste bei allen Bemühungen um die Festigung und institutionelle Einbindung unseres ‚Standes‘ einkalkuliert werden. Doch das ist nicht ganz richtig bemerkt. Der Mittelbau gleicht zwar einer Ausstellungshalle, die immer wieder neu bestückt wird. Die Forderung aber, in dieser Halle – bildlich gesagt – eine feste Ausstellung einzurichten, war bereits mit der historischen Entfaltung der Institution Universität gegeben. Denn schon im 19. Jahrhundert hatte sich der Typ der Forschungsuniversität herausgebildet – eine Universität der Verknüpfung von Lehre und *Forschung* mit einem für alle Fakultäten geltenden Forschungsimperativ. Neben und mit der Einordnung der zahlenmässig stark gewachsenen und weiter wachsenden Assistentenschaft stellte sich also auch, vor allem in den Naturwissenschaften, das Problem der Schaffung von Lebenszeitstellen für Forscher; in den Geisteswissenschaften waren solche Stellen für Lehrer und Betreuer im propädeutischen Studienabschnitt im Gespräch. Das Problem ist geblieben.

Was die subjektive Wahrnehmung des Durchgangsstadiums der Assistenz betraf, so gab es damals wohl – wenn auch individuell sehr unterschiedlich ausgeprägt – das Gefühl einer gewissen existenziellen Unsicherheit. Doch konnte dieses Gefühl durch das Bewusstsein, so oder so, in und ausserhalb der Universität, ganz reelle berufliche Chancen zu haben, bis etwa zur Ölkrise von 1973 relativ besorgnislos ausgehalten werden. Ich meine: sehr im Unterschied zu heute. Gegenüber dem sich heute auch an der Universität hervordrängenden Sicherheitsbedürfnis muss der Assistent von 1968 mit seinem ganz divergenten Erfahrungshintergrund allerdings den Mund halten und sich auf die allgemeine Bemerkung beschränken: Der Preis grösserer Sicherheit besteht wie allerorten so auch im akademischen Leben individuell und institutionell in einer Verminderung der Freiheit.

Es stand alles in allem der Universität gut an, seit 1968 dem faktischen Gewicht der Assistentenschaft Rechnung zu tragen. Und dies insbesondere angesichts der von Assistenten mehr oder weniger unauffällig übernommenen Funktionen zu tun: ihrer Tätigkeit in der Studienberatung, im Lehrbetrieb, in der Forschung – einer notabene nun zunehmend selbständig ausgeübten Tätigkeit. Es lag auch nahe, dass die Assistenten sich selbst um die Definition ihrer Stellung, ihrer Aufgaben, Pflichten und Rechte kümmerten. Dazu bot sich der jungen Assistentenvereinigung eine überaus willkommene Gelegenheit: Wir wurden aufgefordert, zum Entwurf für ein neues Universitätsgesetz, den die Erziehungsdirektion am 15. August 1968 veröffentlichte, Stellung zu

nehmen. Haben wir diese Chance damals wirklich dafür genutzt, uns in der Universität angemessen zur Geltung zu bringen? Die Frage kann ich auch heute noch nicht eindeutig, sondern nur mit einem Ja und Nein beantworten. Das will ich im Rückblick auf unsere damaligen Bemühungen kurz erläutern.

Mit dem Beginn der Arbeit im Vorstand und Ausschuss der VAUZ ergriff auch uns Aktivisten eine gewisse Erregung, die sich besonders an der Frage entzündete, wie wir mit dem Entwurf für ein neues Universitätsgesetz umgehen sollten. Nach einem ersten Studium kam die Idee auf, statt einer Vernehmlassung einen eigenen Gesetzesentwurf auszuarbeiten, denn zu unterschiedlich schienen uns die offiziellen von unseren eigenen, wenn auch noch unausgegorenen Vorstellungen. Es war zweifellos – mindestens von heute aus betrachtet – eine verrückte Idee: vom Anspruch und von den Konsequenzen her. Denn ihre Realisierung hatte nicht zuletzt die Folge, dass unser von einer Vollversammlung im Februar 1969 verabschiedeter Entwurf mit den anderen, in der Universität erarbeiteten Stellungnahmen so inkompatibel erschien, dass er in der Vernehmlassung trotz gegenteiliger Versicherungen nicht berücksichtigt wurde. Schade, sehr schade. Denn in unseren Entwurf waren – das muss ich auch sagen – recht *weitsichtige* Vorstösse verpackt. Ich zähle sie kurz auf: Vorschläge zur Verflachung der Hierarchien und der Beachtung des Subsidiaritätsprinzips, zur Reorganisation des Verhältnisses von Universität und Behörden, zur Einführung einer präsidentialen Verfassung, aber auch der Vorstoss zur Relativierung der Bedeutung der Habilitation für die akademische Karriere, ebenso ein Konzept zur Förderung des akademischen Nachwuchses. Die prinzipielle Zurückweisung unseres alternativen Gesetzesentwurfs hatte ihren Grund vor allem darin, dass wir für das Prinzip der Drittelsparität, d.h. einer drittelsparitätischen Vertretung der Professoren-, Assistenten- und Studentenschaft in den universitären Gremien plädierten, womit wir uns einer Forderung der Studentenschaft anschlossen. Ich erinnere mich, wie ich selbst dieses Prinzip zunächst für Nonsens hielt, dann aber auf es einschwenkte, weil es dem Geist der Arbeit an einer grundlegenden Erneuerung der Universität entsprang, die nur durch eine qualifizierte Mitbestimmung erreichbar schien. Pragmatische Erwägungen, wie sie später dank erster Erfahrungen mit Mitsprache und Mitbestimmung aufkamen, spielten kaum eine Rolle. Erst als man Leute, zum Teil sogar händeringend, suchen musste, die bereit waren, die wenigen Sitze in akademischen Gremien einzunehmen, hob sich der Schleier der Wünsche.

Die ideologieverdächtige Forderung nach Drittelsparität brach nach meiner Einschätzung unserem Entwurf in der Rezeption das Genick und erzeugte in grossen Teilen der Professorenschaft ein Misstrauen, das noch länger der an sich naheliegenden Übernahme von Vermittlungsaufgaben hinderlich war.

Aber – ein grosses Aber. Aus der Erinnerung an die Arbeit in jenen ersten Monaten der VAUZ kann und möchte ich etwas hervorheben und dem Vergessen entreissen: Es machte Spass! Wir arbeiteten in der für die Erstellung des Entwurfes gebildeten Kommission und im 18köpfigen Vorstand, der 14mal im ersten Jahr zusammentrat, unglaublich intensiv an unserem Text. Motivierend dafür war, dass es möglich schien, mit ihm unsere Anliegen schon in der Gründungsphase der VAUZ verbindlich zu formulieren und den höheren Instanzen zu unterbreiten. Und noch etwas, was ich Ihnen hier und heute geradezu ans Herz legen möchte: Das alles geschah in interfakultärer Zusammenarbeit, wie sie mir in dieser Form nicht mehr begegnet ist. Ich habe mich später in den 1970er Jahren in Theorie und Praxis für Interdisziplinarität, ja Transdisziplinarität eingesetzt, aber was wir als Beteiligte hierbei schon 1968 praktizierten, hat sich mir als vorbildlich eingeprägt. Im Gespräch insbesondere mit den naturwissenschaftlichen Kollegen, die häufig eine andere, nüchtern-sachlichere Meinung hatten als Theologen und Philologen, lernten wir kennen, wie Assistenten in anderen Fakultäten arbeiteten und bekamen damit andere Typen von Forschung und Lehre vor Augen geführt, sodass Einheit und Differenz der durch Lehre und Forschung definierten Universität sehr plastisch wurden.

Seit dem Anfang und im Anschluss an ihn ist in den vergangenen 50 Jahren viel erreicht worden, wovon Georg Winterberger anschliessend reden wird. Ich habe das im Einzelnen nach meinem Übergang in den Stand des Professors nicht mehr verfolgt. Aber im Rückblick auf die Jahre 1968 bis 1971 erscheint es mir als ein Privileg, dass ich zusammen mit allen damals Beteiligten, einen Anfang setzen durfte. Immer wieder, auch und gerade in Ihrer wissenschaftlichen Arbeit, liebe Assistenten, die Chance zu einem Anfang zu ergreifen, so unscheinbar sich das sich anbietende Anfänge ausnehmen mag, und nicht der Gewohnheit oder gar der Angst vor Verlust zuviel Raum zu geben – dazu möchte ich insbesondere Ihnen Mut machen.